

Besprechungen und Anzeigen

Robert Wetzel, Die Bocksteinschmiede, mit dem Bocksteinloch, der Brandplatte und dem Abhang sowie der Bocksteingrotte. Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichte des Lonetals und zur geschichtlichen Morphologie des Menschen mit eigener Bearbeitung besonderer Sachgebiete durch Paul Filzer, Tübingen; Ulrich Lehmann, Hamburg; Rudolf Mosebach, Gießen; Elisabeth Schmid, Freiburg. I. Teil. Band I der Veröffentlichungen aus der prähistorischen Abteilung des Ulmer Museums. Verlag W. Kohlhammer GmbH. Stuttgart 1958. 208 S., 12 Taf., 51 Abb., 3 Vignetten, 13 Faltbl.

Seit im Jahre 1935 der erste Vorbericht erschien, ist die Bocksteinschmiede als ergiebiger altpaläolithischer Fundplatz bekannt. Der Verf. hat dort von 1932–1935 und von 1953–1956 gegraben, insgesamt wohl mindestens 45 Wochen lang. Ungewöhnlich wie die Dauer war auch die räumliche Ausdehnung der Untersuchung. Sie schloß nicht nur benachbarte Grotten, den Vorplatz der altbekannten Bocksteinhöhle und den Hang vor der Bocksteinschmiede ein, sondern auch einen weit ins Lonetal hinein gezogenen Schnitt – alles in dem „verbissenen“ Bemühen möglichst klare stratigraphische Erkenntnisse zu gewinnen. Auch der technische Aufwand war für Höhlengrabungen ungewöhnlich groß. Nimmt man noch hinzu, daß ein Stamm interessierter Hilfskräfte zur Verfügung stand, der eine sorgsame Fundbergung gewährleistete, und daß der Ausgräber – mit überdurchschnittlichem Zeichentalent begabt und als Anatom geschult – alle nur möglichen Profile aufgenommen hat, so durfte man schon etwas Außergewöhnliches erwarten.

Bisher liegt nur der erste Teil der Publikation vor. Er soll „eine Reihe von Darstellungen“ des Verf. und seiner Mitarbeiter einleiten, die auch seine anderen Arbeiten im Lonetal behandeln werden. Schon diese Ankündigung weist über den Haupttitel hinaus. Der Untertitel: „Ein Beitrag zur europäischen Urgeschichte des Lonetals und zur geschichtlichen Morphologie des Menschen“ zeigt jedoch an, daß noch bedeutend mehr zu geben beabsichtigt war. Der Verf. ist Anatom, hat sich aber auch schon früh in einigen Spezialstudien mit geologisch-paläontologischen Problemen beschäftigt. Für die Altsteinzeitforschung bringt er also recht günstige Voraussetzungen mit. Nicht wenige seiner Fachgenossen haben, in der Vergangenheit z. B. in Deutschland, in der Gegenwart z. B. in Südafrika, Bedeutendes auch als Anthropologen und Prähistoriker geleistet. So ist es eher verwunderlich, daß der Verf. sich nach so langer Beschäftigung mit prähistorischen Problemen immer noch als Außenseiter fühlt – und es leider auch geblieben ist.

Das liegt offensichtlich an der ungewohnt persönlichen Art, in der er sich mit seiner Arbeit – und seine Arbeit mit sich – identifiziert. Es beginnt schon im Vorwort, wo „geneigte und ungeneigte“ Leser angesprochen werden und durchzieht das ganze Buch. Auch der unbefangene, aber kritische Leser, der die verschiedenen Vorberichte nicht kennt, wird durch die große Zahl versteckter Andeutungen und Seitenhiebe, die den Text teilweise nur für einen kleinen Kreis verständlich machen, hellhörig werden und mit Recht vermuten, daß in der Darstellung der Grabungsgeschichte vieles ungesagt blieb. „Wenn schon die Betrachtung neuerer und neuester Geschichte heutzutage nicht immer die Gefahr vermeidet, daß über einem selbstgerechten Richten der Vergangenheit die sehr viel dringlichere Feststellung ‚wie es eigentlich gewesen‘ nicht nur zurücktritt, sondern geradezu versäumt und sogar verhindert wird“, so sollte man wenigstens der Versuchung standhalten „das Geschehen mit seinen richtenden Zensuren zu bedenken“ und ebenso der Verlockung „es allzu weitgehend und zu persönlich

auszudeuten“, . . . „damit das Erkennbare nüchtern gesehen und sauber dargestellt werde“ (S. 79).

Den Hauptteil der 91 Seiten langen Einführung nimmt der „Entwurf eines anthropologischen Übersichtsbildes“ ein. Die Belesenheit des Verf. ist ohne Zweifel beachtlich; z. B. werden auf S. 45, im Abschnitt „unbewußte Nervenleistung und zentraler Stamm“ genannt und z. T. zitiert: Freud, Goethe, Lamartine “(zit. nach Marchant, Lehrbuch der französischen Sprache III, S. 160)“, Karl Ernst von Baer, Johann Georg Hamann, Charles Darwin, Hölderlin, Jacob Burckhardt und Schiller. Auch Heisenbergs Formel wird im Rahmen kritischer Bemerkungen zur „Naturwissenschaftlichkeit“ genannt (S. 73); als Quelle wird zitiert: „Schwäb. Tagblatt vom 30. 6. 1956.“ Bei solcher Zitatenfülle fragt man sich aber oft, warum der Verf. andere mindestens genauso nahe- bzw. fernliegende Zitate nicht angebracht hat, und ob er in seinem Bestreben jede „Einseitigkeit“ zu vermeiden (S. 41. 48f.), nicht etwas zu „vielseitig“ geworden ist. Im Abschnitt „Das Gesicht“ findet man z. B. die Ansichten des Verf. über die Zukunft der Menschheit (S. 36), die hier leider nicht ausführlicher zitiert werden können. Bei so weit gespanntem Rahmen darf natürlich auch zur Gleichberechtigung der Geschlechter Stellung genommen (S. 47) und bedauert werden, daß „wir Zwecken des Verkehrs die Schönheit unserer Städte opfern“ (S. 65) usw. usw. Dem entspricht ein Stil, der in folgenden Sätzen gipfelt, die fast ein Drittel von dem ausmachen, was der Verf. im Abschnitt „Schulter und Arm“ zu sagen hat (S. 28): „Die Bewegungsorgane insgesamt sind nur ein Beispiel für eine Lage, die für alles Lebendige und ganz besonders für die menschliche Gestalt bezeichnend ist. Der unauflösbare Konflikt der echten Werte, der keine, aus menschlicher Sehnsucht erdachte Harmonie in reiner Vollendung erlaubt, erscheint der Schöpfung als der Urgrund aller echten Tragik eingeboren; sie tritt uns schon in den biologischen Grundfunktionen entgegen und steht schließlich über allem Menschenleben bis zu den diffizilsten seelischen Konflikten der Einzelnen und den politischen Zusammenstößen der sozialen und nationalen Gruppen. In allen Bereichen führt der Versuch einer einseitigen Entscheidung zugunsten des einen Wertes zur Katastrophe; verzichtende Weisheit nur kann nach dem Vorbild der Natur und im besonderen der Gelenke den tragbaren Ausgleich bringen.“

Soleher Sprachgewalt gegenüber mag es banal klingen, wenn auf einige sachliche Mängel dieses Teiles hingewiesen wird; z. B. war es 1957 wohl kaum noch umstritten, daß die Australopithecinen ins Pleistozän gehören (S. 18), und bei der Skizze von vier Schädelformen auf der gleichen Seite hätte der Verf. – wenn er schon die Vorlagen nicht nennt und damit die volle Verantwortung dafür auf sich nimmt – schon etwas deutlicher machen müssen, was Rekonstruktion, was Ergänzung und was Original ist. Leider sind auch die auf S. 20 Abb. 3 und S. 33 Abb. 14 abgebildeten Schädel nicht nach der seit 1884 international üblichen Ohr-Augenlinie orientiert. Der Rez. ist der Anatomie und Physiologie gegenüber Laie. Nur einmal hat er sich über eines der hier angeschnittenen Probleme – die Phylogenie des menschlichen Haarwuchses – zu orientieren versucht und dabei manches anders gefunden als es S. 38 zu lesen steht. Ganz abgesehen davon, daß der ethnographisch-anthropologische Befund wohl deutlich genug zeigt, daß an einen Zusammenhang von künstlicher Bekleidung und „fortschreitender Verminderung der Behaarung“ kaum gedacht werden darf, und daß solche Vorstellungen einem extremen „Darwinismus“ nahe kommen, gegen den sich der Verf. doch auf S. 59ff. entschieden ausspricht. Auch die neueren Forschungen der vergleichenden Gehirn-anatomie, die wesentlich präzisere Angaben erlauben dürften als sie S. 39ff. gegeben werden, bleiben unerwähnt. Daß „die Mischung neandertalischer mit neuzeitlichen Formen in den Palästinafunden“ (sic!) auf „echte Kreuzung“ zurückzuführen sei

(S. 89), haben gerade die zitierten Autoren (T. D. MacCown und A. Keith 1939) nie behauptet. Auf S. 33 und 124 revidiert der Verf. eine Ansicht, die er früher selbst vertreten hatte, und meint, die Schädel vom Hohlenstein seien mit einem „scharf durchschlagenden Steinwerkzeug“ und nicht durch eine stumpfe Keule verletzt worden. Leider scheint ihm aber W. Gieselers letzte Erörterung des Problems (Aus der Heimat 59, 1951, 293 ff. bes. Taf. 61) entgangen zu sein, der m. E. überzeugende Argumente für die ältere These vorbrachte, die erst einmal widerlegt werden müßten. Und soll man aus der Formulierung „Quarz- und Kieselsäureverbindungen“ (S. 68/70) schließen, daß der Verf. annimmt, Quarz wäre keine Kieselsäureverbindung?

Selbstverständlich finden sich auch in diesem Teil des Werkes gute und begründbare Feststellungen. Hervorgehoben sei die erfreuliche Polemik gegen die „Mängelwesentheorie“ (S. 59 ff.), die leider durch die Betonung der „Hinfälligkeit“ des „homo patiens“ (S. 77 f.) wieder abgeschwächt wird. Die diese „Einleitung“ abschließenden Gedanken des Verf. über „Schicht und Geschichte“, „Das Leitfossil“ usw. bis zum Abschnitt „Urgeschichtliche Praxis“ sollen hier nicht näher behandelt werden. Mit großem Pathos werden darin Selbstverständlichkeiten gesagt, die aufs neue beweisen, wie sehr der Verf. Außenseiter geblieben ist.

Sehr gut ist dagegen der Abschnitt über die Landschaft des Lonetals (S. 109 ff.), wo der Verf. ein Manuskript Georg Wagners verwenden konnte. Auch die Geschichte der Lonetalforschung (S. 119 ff.) bringt viele neue und nützliche Daten, die freilich wiederum so oft mit persönlichen Spitzen gegen andere Forscher verbunden sind, daß ein Leser, der die Zusammenhänge nicht kennt, viele Sätze kaum verstehen wird. Wer 1935 von „erschütternden“ Tierbildern aus dem Vogelherd sprach, sollte sich nicht darüber mokieren, daß man sie „naturalistisch“ nannte; und die Art der Polemik gegen chronologische Anschauungen des Jahres 1934 – die heute wohl niemand mehr vertritt – enthüllt nur, wie wenig der Verf. den damaligen Forschungsstand und die seitherige Entwicklung begriffen zu haben scheint. In der abschließenden Publikation über die Bocksteinschmiede erwartet man keinen neuen Vorbericht über die Ausgrabung am Hohlenstein. Die wichtigen nachpaläolithischen Funde – vor allem die aus frühalamannischer Zeit – hätten eine Veröffentlichung an anderer Stelle verdient. Ganz unverständlich ist, was mit der erneuten Wiedergabe von nun schon zum dritten Mal abgebildeten Fundstücken beabsichtigt wurde, die im zweiten Teil doch noch einmal erscheinen müssen. Dann werden hoffentlich auch bei Abb. 33–35 wieder die wichtigen Querschnitte beigegeben wie in den Vorberichten. Bedauerlich ist auch, daß die Vorlagen für die schon 1944 veröffentlichten Abbildungen der Artefakte verloren gegangen zu sein scheinen, die man hier als Abb. 35–38 in wesentlich schlechteren Zeichnungen wiedergegeben findet.

Auf S. 129 kommt der Verf. endlich zu dem langersehnten Bericht über die Bocksteingrabungen. Weitschweifige Auszüge aus den Grabungstagebüchern vermitteln zwar ein gewisses Bild vom Grabungsverlauf und den Fundumständen. Ein abschließendes Urteil darüber wird man aber erst nach Erscheinen des zweiten Bandes gewinnen können, der den Leser hoffentlich der Mühe enthebt, diesen Teil immer wieder neu durcharbeiten zu müssen. Bei der recht unübersichtlichen Gliederung und dem Fehlen eines Sachregisters wäre das kein Vergnügen. Wer einigermaßen schwäbisch versteht, wird zwar bei manchen Sätzen und Formulierungen schmunzeln, für andere und zumal ausländische Leser wird es aber wohl kaum möglich sein zu erkennen, was z. B. unter einem „Kendergaardafauschkeil“ (S. 179) zu verstehen ist. Bezeichnungen wie „Schnitzschaber“ (S. 137), „Typische kleine Linksmesser“ und „Bogenstichelartige Schaber“ (S. 160) wird man kaum als erfreuliche Bereicherungen der paläolithischen Terminologie aufnehmen, und was soll man mit der Formulierung anfan-

gen: „... der schaberartige Silex 5076, dem mit einigem guten Willen die retuschierte Basis eines Levalloisabschlags zuerkannt werden kann“ (S. 159)? Es verwirrt auch, wenn von paläolithischer „Hochkultur“, von der „Hauptkultur“, „violetter Kultur“ usw. gesprochen wird.

Die in ungewöhnlicher Reichhaltigkeit beigegebenen Profilzeichnungen sind zweifellos das Beste und Wertvollste an diesem Werk. Wo man die Schichtbeschreibungen – wie bei P 1, + 1.60 S. – mit denen in den Vorberichten gegebenen vergleichen kann, zeigt sich, daß die Sedimentbezeichnungen einheitlicher und exakter geworden sind. Was 1941 „Feiner Kalk, lössig“ und 1954 „Lößerde mit feinem Kalkschutt“ war, ist jetzt „feinsteiniger, gelblicher Lehm“; und was früher „rotgelber Mulm mit grobem Kalkbruch“ – bzw. „grogen Kalkbrocken“ war, ist jetzt „rötlicher Feinlehm mit groben Kalkstücken“.

Es ist schade, daß der Verf. aus diesem Buch nicht mehrere getrennte Veröffentlichungen gemacht hat: eine Darstellung seines Welt- und Menschenbildes, einen Bericht seiner Grabungserlebnisse, einen neuen Vorbericht über die Grabungen im Hohlenstein und endlich eine wissenschaftliche Monographie über die Bocksteinschmiede als „die solide Auswertung örtlicher Besonderheiten und die Bereitstellung der Ergebnisse für zukünftige, länderumspannende Zusammenfassungen“ (S. 101). So aber wird wohl auch der „geneigtete“ Leser das Buch enttäuscht aus der Hand legen. Um so mehr, als die Untersuchung nach Dauer, Ausdehnung und Aufwand in Europa wohl kaum von einer anderen Höhlengrabung übertroffen wurde, ein angesehenen Verlag das Buch mit Unterstützung des Baden-Württembergischen Kultusministeriums vorzüglich ausstattete und es zugleich als „Band I der Veröffentlichungen aus der prähistorischen Abteilung des Ulmer Museums“ erschien. Es bleibt nur noch die Hoffnung, daß der zweite Band bald erscheinen möge, damit die Forschungen des Verf. am Bockstein endlich die Anerkennung finden können, die sie verdienen.

Frankfurt a. M.

Günter Smolla.

Friedrich Wagner, Denkmäler und Fundstätten der Vorzeit Münchens und seiner Umgebung. Prähistorische Staatssammlung München. Verlag Michael Laßleben Kallmünz Opf. 1958. 114 S., 34 Abb., 12 Taf. u. eine mehrfarbige archäologische Karte.

Zu den vielen vor- und frühgeschichtlichen Publikationen, welche die bemerkenswerte Aktivität der Münchener Fachinstitutionen widerspiegeln, gesellt sich jetzt eine von Otto Kunkel ins Leben gerufene Folge von Monographien der Prähistorischen Staatssammlung, die 1957 mit dem inhaltsreichen Katalog „Münchner Urnenfelder“ von H. Müller-Karpe eröffnet worden ist. Auch der zweite, hier besprochene Band ist dem Münchner Raum gewidmet. Die Prähistorische Staatssammlung hatte 1958 zum achthundertjährigen Münchner Stadtjubiläum eine eindrucksvolle Sonderausstellung „Münchens Vorzeit“ beige-steuert, die bei vielen Besuchern den Wunsch nach einer systematischen Übersicht über die so reichhaltigen Denkmäler und Funde des Münchner Raumes laut werden ließ. Es darf als ein besonderes Glück angesehen werden, daß Friedrich Wagner sich bereit gefunden hat, diesen Wunsch zu erfüllen. Mit großer Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit hat er das jahrzehntelang gesammelte Material in einem übersichtlichen Fundstellenkatalog zusammengetragen. Die Zahl der ein-